

Vorwort:

Das Integrale Subjekt schreibt Bewusstseinsgeschichte.

Offener Himmel, offenes Geheimnis. Seit ich darüber angefangen habe zu schreiben wiederhole ich das in mir: offener Himmel, offenes Geheimnis – es läge darin die Antwort auf die Frage, wie eine solche Geschichte zu schreiben wäre. Noch ist alles offen. Nichts ist entschieden und festgelegt. Es könnte irgendeine Geschichte sein, die ein Mysterium zum Inhalt hätte, und was dieses Mysterium wäre, und zu wem es gehört, wer davon erzählte, alles das wäre offen und frei schwebend im Raum wie ein Gespinst bevor es sich zu einem Text verwebt. Was würde diese Geschichte über die Person aussagen? Und wie würde es sich anfühlen, in das Geschehen einzusteigen, das den Stoff dazu liefert? Wie bin ich nur darauf gekommen, so etwas schreiben zu wollen? Genau, hier beginnt sich ein roter Faden abzuzeichnen. Ich nehme ihn auf und schau, wohin er mich führt. Am Anfang war da, vor gar nicht langer Zeit, ein Bedürfnis, sich einen Überblick zu verschaffen.

Dieses Bedürfnis ist keines, das Druck ausübt: es gibt keine Notwendigkeit, ihm nachzukommen, und doch drängt es auf seine ganz besondere, fast unmerkliche Weise, von keiner biologischen Uhr, von keiner Terminvereinbarung diktiert, darauf bewusst zu werden, nicht als das Ergebnis einer Fremdbestimmung, ganz im Gegenteil, sondern als etwas, das aus der eigenen Tiefe kommt. Es ist eine Bewegung, kein Gegenstand. Dieses ES lässt sich nicht fassen, verdinglichen. Es ist die Matrix aller Phänomene und alles Phänomenalen.

Jean Paul schreibt:

Der denkende Teil in mir entdeckt in der Welt überall Ordnung, nur der empfindende nicht, der nicht der Zuschauer, sondern ein Glied in der Kette ist.

Jean Paul überblickt sein Leben in der Erinnerung, und da wird der geweitete Überblick zur allumfassenden Schau. Was sah der *Selberlebensbeschreiber* Jean Paul, der sein Leben aufzuzeichnen versuchte? Nach eigenen Worten *schauete* er da wie ihn damals *ein noch unerlebtes gegenstandsloses Sehnen überfiel, fast mehr aus lauter Pein und wenig Lust gemischt war und Wünschen ohne Erinnern war.*

Das gegenstandslose Sehnen, vielleicht dem wunschlosen Glück verwandt insofern es spontan auftaucht und ohne Zweck und Ziel, ganz ohne Absicht ist, dieses Sehnen mag an jenen Trieb erinnern, der nach Spinoza dem Menschen seit Geburt mitgegeben ist, connatus, ein Streben, das von der Natur mitgegeben ihr entspringt und diese im Prozess der Bewusstwerdung, Selbstwerdung zu überwinden sucht. Wir sind im Stande, alles zu werden, aber nicht, etwas ganz oder lange zu sein, notiert Jean Paul in jungen Jahren, in denen er sich schon Gedanken über den Menschen macht: In seinem unteilbaren Ich findet er Wunder, die er durch kein Bild ausdrücken kann, die er bloß fühlen muss. Er zerlegt das Wesen der Empfindung, indem er empfindet, bemerkt die Gesetze des Denkens, indem er denkt, betrachtet den Willen, indem er begehrt.

(Beatrix Langer, *Jean Paul, Meister der zweiten Welt*, S. 64)

Es scheint bei der Selbsterkenntnis nicht um Pünktlichkeit, auch nicht um eine Punktgenauigkeit zu gehen, und doch drängt alles in mir darauf, auf den Punkt zu kommen. Die Tage vergehen ohne sich an Termine zu halten. Dieses Vergehen der Tage spielt dem Bedürfnis nach Überblick in die Hände. Ich will mein Leben überblicken, als läge im Überblicken-Können des Lebens dessen einziger Sinn. Die Begegnung mit der Unendlichkeit verleiht der Endlichkeit einen Rahmen: endlich verbietet sie sich die Endlosigkeit.

Mein innerer Blick schweift über die Jahre, sucht nach einem Anhaltspunkt, findet keinen, hält sich nicht damit auf darauf zu beharren es müsse doch einen geben, es müsse einen Ort geben, an dem das alles begann. Wann und Wo sind Fragen, die wie an einer schimmernden Oberfläche abperlen.

Das, wovon ich schreiben möchte, ist autobiografisch nicht zu verorten, ich weiß nicht einmal, ob es wirklich mit mir, mit meiner Person zu tun hat oder auf einem unpersönlichen Interesse beruht (wenn es ein solches gibt), das den Zeitgeist erfassen will um sich schon vor dem Eintreten des Unausweichlichen, also vor der Zeit, quasi prä-mortem, zum Zeitzeugen aufschwingen will.

Die Suche: ich sollte das Worte Suche in Anführungszeichen setzen, denn diese „Suche“ begleitet mich das ganze Leben. Es ist mehr Lebensgefühl und Bewusstseinszustand als ein Inhalt von Recherchen, die ich im Kontext eines Projekts durchführe. Ich weiß nicht wonach ich suche, aber wenn dieses Gefühl, dieser Zustand des Unterwegs-seins wieder einmal da ist, dann genieße ich ihn vollen Zügen. Keine Reise war so berauschend wie dieses: ortsunabhängig unterwegs zu sein.

Ich bin jung, so jung, wie ich es wohl in meiner Jugend nie gewesen bin. Es ist als hätte ich das ganze Leben vor mir. Das ist mehr als jemand erwarten kann.

Das ist das Mysterium. Wenn ich eintrete, fühle ich mich all denen verbunden, die diesen inneren Ort aufsuchten und in ihm verweilten.

Ich bin mir selbst ein offenes Geheimnis.

Neulich kam mir das in den Sinn. Neulich – als wäre das etwas ganz Neues, dabei deutet das Wort eine Beliebigkeit an, die

das Neue in seiner herzerfrischenden Wirkung herabstuft, ihm den Glanz nimmt. Neulich – das klingt wie „letztlich“. Und auch da ist der Wehrmutstropfen mit hineingemischt, dass alle Beliebigkeit des Lebens auf dasselbe hinausläuft. Doch ich finde, am Ende eines Lebens und seiner Geschichte hat man ein Recht auf das Privileg des Geheimnisvollen, ein Recht auf Respekt, ein Recht darauf, den Überblick nicht zu einem Rückblick verkommen zu lassen, der das Offensichtliche der eigenen Biografie aufzählt.

Es muss noch eine Art geben, in Würde die eigene Lebensgeschichte zu schreiben, nicht von einem objektiv vermerkten Anfang an, sondern ausgehend von einer subjektiven Antizipation des eigenen Endes her. Dem Neulichen wird der Ausruf „endlich“ entgegengestellt, hier hört das beliebige auf. Gerade das Endliche ermöglicht eine Erlebensintensität, die die Geschichte des Lebens anders erzählen wird, aufgrund eines Bewusstseins, in dem sich das Leben als gelebtes nicht nur subsumiert, sondern zu einer Einheit aufschwingt, die im Lebensvollzug vielleicht nie so deutlich vor Augen gestanden hatte.

Zweifellos handelt es sich um ein Bewusstsein, das sich von dem „normalen“ Zustand eines Alltagsbewusstseins deutlich unterscheidet. Es ist der Zustand der Zeitlosigkeit, in den ich versetzt werde, kam dass ich daran denke. Zweifellos gibt es da eine Verbindung von Denken und Sein, wie es in der Philosophie aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet wurde. Sein ist Denken, anders kann nicht sein. Sein ist bewusstes Sein, doch der Begriff „Bewusstsein“, in dem Sein und der Prozess des Sich-bewusst-seins der Einfachheit halber zusammengeworfen sind, bildet die Komplexität der Zusammenhänge nicht ab.

Hier beginnt die Geschichte des Bewusstseins.
Und es steht noch nicht fest, wem sie gehört.
Natürlich gehört sie zunächst all denen, die sie erzählen, und
mehr noch, sie schriftlich festhalten, so dass auch andere sie
lesen können, über Jahrhunderte hinweg. Darüber hinaus
gehören diese Geschichten zu einem kulturellen Erbe, das
kein Eigentum und keine Eigentümer kennt.

Diese Anleihen bei einem fremden Leben gehört zu den
Möglichkeiten, die eine Kultur anbietet, vorausgesetzt, sie
bewahrt ihre Tradition und macht sie frei zugänglich. Von
vielen Mystikern und Mystikerinnen ist bekannt, dass sie erst
nach der Lektüre eines mystischen Lebensberichts sich selbst
zur Mystik bekannten – was nicht heißt, dass sie aufgrund
dessen selbst als Mystiker anerkannt wurden, und zwar von
jener Instanz, die sich für den spirituellen Bereich einer Kultur
als zuständig erklärt – das ist (bislang) jene oberste
Verwaltungsinstanz einer anerkannten Religion, die sich in
der Kirche manifestiert und als mystischer Leib Christi erklärt
hat. Die Inquisition führte ihre Operationen unter dem
Vorwand aus, ein gesunder Organismus müsse vor kranken
Gliedern geschützt und deshalb entfernt werden. Die
Entfernung des kranken Glieds (Mitglieds) muss man sich
ganz konkret vorstellen als leibliche Vernichtung der
betroffenen Person. Einer der größten Mystiker des
Mittelalters, Meister Eckhardt, verstarb unter der Anklage der
Häresie, allerdings eines natürlichen Todes.

Das fremde Leben erzählt vom Tod.
Wird der fremde Tod zum Geburtshelfer des eigenen
Bewusstseins? Der Tod wirkt als Katalysator: das Bewusstsein
erwacht im Schock, seine eigene Endlichkeit schmerzhaft,
vielleicht auch euphorisch vor Augen, und will diese

überschreiten indem er eine Vorstellung von der Unsterblichkeit ausbildet, das auch jene Jenseitsvorstellungen überschreitet, die allzu konkrete Inhalte anbieten. Dieses Bewusstsein strebt nach einem Absoluten und genau dieses Streben, das für viele zu sehr im Abstrakten bleibt, ist es das dieses Bewusstsein auszeichnet. Es erwächst aus einem Instinkt für das Transzendente und entzieht sich den religiösen Reglements einer Intuition, die zu sehr das Instinkthafte verloren hat und sich den religiösen Gepflogenheiten der jeweiligen Zeit (historisch gesehen) unterworfen hat, beziehungsweise von diesen unbewusst bestimmt wird.

Im fremden Leben steckt das lebendige Wissen um das Leben und jene Weisheit, die, zu Unrecht, als Altersweisheit bezeichnet wird, es sei denn, man versteht unter Alter jene Zeit, in der das angesammelte Wissen umschlägt in eine Weisheit, die sich den Instinkt für das Transzendente bewahrt hat, statt als Skeptiker „weise“ darauf zu verzichten, weil diese Weisheit sich als Illusion erweisen könnte.

Die fremde Weisheit, die von der Neugeburt des Bewusstseins erzählt, sagt nicht: „Es muss doch noch etwas anderes geben (als dieses Leben) sondern: Es darf...und gibt sich selbst die Erlaubnis dazu, das Müssen zu überschreiten, ebenso wie das Sollen und sogar das Wollen, sondern anzusetzen bei der Erlaubnis, wie nur das selbstständige Denken sie erteilen kann. Aus dem Dürfen kommt das Können als Movens. Sich vorstellen können, sich denken können, sich das (diese Erweiterung des Denkens) denken wollen – all das sind Anfangsschritte eines Bewusstseins, das sich in einer Sphäre der Zeitlosigkeit bewegt. Nichtlinearität und Nichtlokalität sind in einem solchen Denken aufgehoben, und

sei es auch nur im Traum, da dem Suchenden solches widerfährt.

Tagebucheintrag: *Am Ende des Lebens* – Ich will eine Geschichte erzählen, um all das, was geschehen ist, in einen Zusammenhang zu bringen, aber es gelingt mir nicht; das Ganze, was die Geschichte ausmacht, will sich nicht in die Form einer Geschichte fügen. Ich müsste eine Geschichte erzählen, als wäre es nicht meine, sondern eine fremde, eine, von der ich zufällig erfahren habe und die mir nahe geht, vor allem am Ende, da es sich zeigen wird, ob das Ganze auseinanderfällt und Stückwerk bleibt oder zu einer höheren Einheit verschmilzt, als wäre es so von Anfang an gedacht gewesen. Als wäre es so, dass man hineinwachsend in das Leben einmal, am Ende, es *Mein Leben* nennen wird.

Dieses Leben will, das alles ausgeschöpft wird, was *drin ist*, alle Möglichkeiten, alle Potentiale, einfach alles, und das ist nicht überhaupt nicht einfach, sobald man sich dessen bewusst wird, dass man *mitte drin* ist. Ich ringe um eine andere Ausdrucksweise, aber ich finde keine als diese saloppe Art, von einem *Drin-Sein* zu sprechen und somit eine erste Unterscheidung zwischen einem Drinnen und einem Draußen zu treffen.

John Coltrane, der Jazzmusiker mit dem unvergleichlichen Saxophon-Sound, er antwortete auf die Frage, warum er bei seinem Solo die Zeit zu vergessen scheine: *To get it all in*.¹

Ich habe aufgegeben nach den Quellen solcher Geschichten zu forschen und erzähle sie eben auf meine Weise weiter, ich selbst bin mir die Quelle aus der ich schöpfe.

Allein die Vorstellung sich verlieben zu können reicht aus, den Zustand zu beschwören, in dem dies schon geschehen ist: Das vorgestellte Ende des Lebens als Anfang eines neuen Lebensgefühls.

To get it all in – es waren die Klänge einer wilden, ungebändigten, einer hemmungslosen, undomestizierten Sakralität, die meinem

Radio entströmten, nachdem ich den amerikanischen Sender der Nachkriegszeit aufgespürt hatte: Meine Finger erinnern sich bis heute an dieses fein abgestimmte manuelle Drehen am Knopf, der den Senderdurchlauf und damit die Einstimmung auf das Fremde ermöglichte. Ich liebte das Hintergrundrauschen, aus dem plötzlich sich deutlich erkennbare Sendefrequenzen abhoben, ich habe die Behutsamkeit, die diese Art von Suche erforderte, verinnerlicht. Jede Nacht hielt ein Abenteuer für mich bereit, die ich mit der Vorstellung eines unendlichen Äthers verband, und einem samtigen Schwarz des Himmels, durch den ich flog. Und dann, dieser fremde Schrei – ein Aufschreien. Das Röhren eines fremdartigen Blasinstruments: ich hatte bis dahin noch nie ein Saxophon gehört.

Das fremdartige Röhren als verlängerter Atem, der mich aus der Fremde erreicht: Ich wusste gleich um was es ging.

Denken ist ähnlich, ein Tasten.

Ein innerer Blick tastet sich vor, streift darüber hinweg, taucht ein. Das ist eine andere Art des Sehens, gleich einer neuen Art von Gehör. Dann: auf etwas stoßen. Das Suchen begegnet dem Finden im Übergang zu in einer Materialität, Substantialität, Stabilität mitten im Rauschen und Strömen der Nacht: So könnte die Welt entstanden sein. Der Geist schweift durch die Leere und findet etwas, das er eben erfunden hatte, als er daran dachte. Nun ist es eine Wirklichkeit geworden, auch wenn es noch Nacht ist und man sonst nichts sieht.

Mythen erzählen davon: Der Drache, der aus den Tiefen auftaucht, blickt feurig um sich herum. Das griechische Verb *derkesthai* (feurig um sich blicken) soll mit dem Drachen verwandt sein.² Dieser schöpferische Blick, in dem Finden und Erfinden zusammenfällt, ist uralte, archaisch. Er führt an die Anfänge des Bewusstseins und erfindet dieses zugleich.

Dieses Blicken ruft etwas hervor, was vor Augen steht. Das Blicken ist ein bewusster Akt: eine bewusste Ausrichtung des Blicks. Wohin ich blicke, erblicke ich das, was ich im Denken vorbewusst geschaffen habe. Das Vorbewusste ist das Unbewusste, das erst im Übergang vom wahllosen, grenzenlosen Umherschweifen im Augenblick der Ankunft an Land, im Augenblick, da das Festland betreten wird, unter den Füßen das Land des Unbekannte, eine *terra incognita* entsteht.

Wirklichkeit entsteht durch Berührung, und sei es nur durch den Blick, der auf etwas stößt. Umso mehr wirkt jede bewusste Berührung schöpferisch, insbesondere wenn sie sich in Frieden nähert und Zärtlichkeit erzeugt.

Selbstberührung unterstützt tatkräftig den Prozess einer Selbstwerdung als erweitertes Selbstbewusstsein. Ich berühre das Unfassbare und schon bin ich damit in Kontakt.

Dieses schöpferische Wissen ist ein zeitloses Wissen. Die Gleichzeitigkeit aller Akte schafft eine unglaubliche Synergie, wenn der bewusst gerichtete Blick sich seinen potentiellen Möglichkeiten gegenüber verantwortet. Potentiale verführen. Sie wollen in die Zeit hineingelangen, sie drängen sich auf. Das sind die wahren Versuchungen, mit denen sich von jeher alle herumschlagen mussten, die sich auf das Abenteuer des Bewusstseins einließen.

Ein entsprechend entwickeltes Bewusstsein weiß darum, dass Gedanken wirksam sind. Sie sind Energieformen, die ihrer Verwirklichung harren. Ein solches Bewusstsein weiß, dass es nicht der Manifestation aller Möglichkeiten (als möglicher Auswirkungen) bedarf, um vorab eine Wahl zu treffen, die

sich für die bestmögliche Schöpfung, die bestmögliche Welt entscheidet.

Nicht alle Gedanken müssen zu Ende gedacht werden. Manche kommen aus der Fremde, vielleicht aus einem Ansatz der Fremdbestimmung – gleichwohl: Sie können zurückgewiesen werden. Davon berichtet Sri Aurobindo in seinem Werk *Das Integrale Yoga*³. In der Zurückweisung der Gedanken, denen der Eintritt in die Phase ihrer Verwirklichung verwehrt wird, liegt die Autonomie des Subjekts, das sich seiner Autoplastizität bewusst wird.

Ich bin mir selbst ein Mysterium.

Nun endlich werde ich mir dessen bewusst.

Lange dachte ich, alles sei Zufall gewesen.

Aber der Zufall kennt keine Zukunft.

Was einem da zufällt, ist ein Phänomen: ein Eindruck, der kurz aufscheint um sofort zu verlöschen als wäre nie etwas gewesen. Und doch entzieht er sich nicht dem überwachen Bewusstsein, das nicht schläft sondern zu träumen meint, und so ist es ein Traumbild, das für sich steht und noch lange das ordnende Bewusstsein beschäftigen wird, wie, wenn überhaupt, es einzuordnen sei in die Geschichte des Lebens, die sich unaufhörlich selber schreibt.

Da waren diese Augen, die aus der Zypressenallee schauten, mich anschauten, mir schien es in Erwartung, ob ich wohl diesen Weg wählen würde, und da es der einzige Weg war, der dorthin führte, wohin ich wollte, wählte ich ihn, im Gehen wohligh versunken in den Schatten, den die Zypressen spendeten. Ich befand mich in einem Zwischenreich und fühlte mich so frei, so frei.

Endlich war ich unterwegs.

Dann erinnerte ich mich... Jetzt erinnere ich mich.
Und zusammen mit der Erinnerung kommt, ganz im
platonischen Sinn, der geistige Zusammenhang, der
Bewusstsein schafft.

Es muss im Sommer nach dem Abitur gewesen sein.

Ich war frei, einen Sommer lang.

Endlich konnte ich reisen.

Für mich stand schon lange fest: Es sollte nach Italien gehen.

Als besonderes Ziel hatte ich mir Paestum gesetzt, dessen dorische

Tempel ich von Fotos her kannte. Ja, dafür hatte ich mich

entschieden, es schien, es sei von jeher gewesen, dass diese

Entscheidung gefallen war. Wie die Sonne auf dem müden, von

vielen Kulturen bearbeiteten Stein schläft, das hatte ich im Norden
erlebt und in seltsame Zustände geraten, als hätte ich dort gelebt.

Die Kathedrale von Wells etwa – da war ich vierzehn Jahre alt
gewesen, mein Vater wollte mir sein geliebtes England zeigen.

Mein Vater hatte mir die Antike nahegebracht, als wäre es ihm ein
persönliches Anliegen. Ich besuchte ein humanistisches

Gymnasium, ich lernte Latein, die Sprache Caesars, an dessen

Todestag, an den Iden des März, ich geboren wurde.

Es schien mir, dass dies mehr als ein Zufall war.

Es war nicht ganz einfach nach Paestum zu kommen.

Ich trampelte durch sonnenverbrannte Ebenen, immer darauf

bedacht, die richtige Ausfahrt zu erkennen, der letzte

Lastwagenfahrer der mich mitnahm, verstand zwar nicht, was ich in

Paestum wollte, setzte mich aber an der richtigen Stelle ab und

versah mich mit Instruktionen, wie es weiter gehen sollte. Dann

kam ein Einheimischer, der den Ort gut kannte, und mich direkt und
setzte mich direkt vor der Jugendherberge ab.

Dort angekommen, traf ich auf John, einen Architekten aus London,
der das gleiche Ziel hatte wie ich, eine Zufallsbekanntschaft auf der
Reise.

Mein Vater hatte mich vor Faunen und Satyrn gewarnt, auch vor der Mittagsstunde, in der Pan eine seltsame Ruhe verbreitete, eine Stimmung, die ich später als Trance identifizierte, eine Stimmung der lustvollen Fremdbestimmung, doch galt es, sie nicht nur zu genießen, sondern sich auch vor ihr zu hüten. John bot sich als Begleiter an, und es war mir recht, dass er die Führung übernahm. Er schien sehr gebildet, hatte einen Baedeker dabei, das reichte, um ihn zu qualifizieren. Auch war er feingliedrig und ein wenig zerbrechlich, so dass ich es mir zutraute, mit ihm fertig zu werden, sollte es dazu kommen, dass wider Erwarten die Natur der Faunen und Satyrn in ihm durchbrach.

Zunächst schlenderten wir ans Meer, wie um uns in der frischen Brise abzukühlen. Der Strand erinnerte an heimatliche Orte der Sommerfrische, nur der Wind war wilder, ungebändigt.

John kramte umständlich in seiner Tasche herum und packte kleine weiße Zuckerstückchen aus, die sofort im Wind zerstäubten, ach machte er, und ließ sie gehen, wie so vieles in seinem Leben, wie ich danach erfuhr. Ich aber hatte ein Stück im Auge behalten, es glitzerte vor sich hin als würde es mich einladen, und ich folgte der Einladung, wie im Märchen, las es auf und schluckte es.

Ein bisschen von diesem Staub reichte, um mich auf Trip zu schicken. Zuerst tat sich gar nichts, aber dann konnte ich am Horizont wo sich Himmel und Meer begegneten, einen Aufruhr ausmachen, eine Bewegung, die sich schnell dem Badestrand näherte, und nun waren sie schon angekommen, die Rösser des Poseidon, gingen schnaubend an Land, mischten sich unter die Gäste, gingen zur Garderobe, wie ich, um mich umzuziehen, und als ich in den Spiegel schaute, sah ich mich als Skelett und wusste: das ist mein Tod. Da überkam mich eine große Ruhe, als hätte ich das immer schon gewusst, und ich nahm alles als selbstverständlich hin.

Um mich herum der menschliche Trubel, ich selbst in einem Kokon. Ich bewegte mich vorsichtig, um meine Hülle nicht zu zerreißen, bedacht, setzte einen Fuß vor den anderen. Etwas flimmerte

unentwegt. Die Luft entzündete sich, schlug Flammen. Auch das gehörte dazu. Nun war es Zeit die berühmten Tempel zu betreten.

Man musste durch ein enges Tor, das von einem Wärter in seinem Häuschen bewacht wurde. Für Studenten gab es Ermäßigung. Ich starrte auf meine Unterschrift auf dem Studentenausweis, den ich aus der Tasche holte.

Ich wusste, dass ich auf einem Zettel unterschreiben musste, der Wärter schaute mir zweifelnd ins Gesicht, Unterschrift und Foto dienten einer Überprüfung der Identität, ich hielt das für einen Witz. Ich erinnerte mich später genau, dass ich, als ich dazu ansetzte, meinen Namen zu schreiben, zögerte, weil mir nicht einfiel, wie ich hieß. Und dass in dem Moment da ich unterschrieb meine Identität zerfiel, aber da waren wir schon durch die Pforte hindurch gegangen und das weite Sommerfeld empfing uns in der Hitze des Mittags.

Die Tempel waren wuchtig. Sie glühten von innen heraus. Die Materie glich Staubfäden im Licht. Die Aussicht war unscharf und überscharf zugleich. Ich meinte einen Unterschied auszumachen je nachdem, ob wir uns im Tempel Poseidons, oder dem der Hera befanden. Und dann der Tempel der Athena! Kleiner zwar und zarter, aber durchdringender – es hätte keinen besseren Ort geben können als Paestum, um in den kosmischen Tanz der Materie eingeweiht zu werden.

Im kleinen Museum dann, in dem wir Schutz suchten vor einer übermächtigen Außenwelt, blieben wir vor den Grabbeigaben stehen, darunter das Bild des Springers (*Tomba del Tuffatore*), das den Übergang vom Leben in das Totenreich als Sprung des Springers in das Wasser deuten.



Tuffarsi – das bedeutet: sich hineinstürzen: ohne Sturz kein Sprung. Nur so geht es, ganz einzutauchen, unterzutauchen, als gäbe es kein Zurück. Ein Todessprung, der Leben bedeutet, wenn das wahre, das wirkliche Leben erst jetzt beginnt, in der Initiation. Dieser Sprung ist ein bewusster Sturz.

Sich hineinstürzen in die Fluten um sich mit dem flüssigen Element unauflöslich zu verbinden. Dem Sturz als Initiation, dem Sprung in die Initiation wohnt die Hoffnung inne, wieder auftauchen zu können, und diesmal anders, neu. Neugeboren.

DAS GANZ ANDERE IST DAS GANZ NEUE

Unterschreiben Sie, hier! Der plumpe Finger, der auf die Stelle zeigt. Im Augenblick des Übergangs wird die Unterschrift hinfällig. Das Tanzen der Atome hatte schon begonnen, von jeher, das Fest war in vollem Gange gewesen und wird es sein, wenn ich nicht mehr bin.

Alles hat seine Ordnung. Und ich dachte, es sei Zufall gewesen. Zufall, wie jene Bekanntschaft, die mich an den Ort der Initiation führte wie ein Seelenführer, ohne sich dessen bewusst zu sein. Der Zufall hat keine Zukunft. Die Ordnung aber, in die ich eingeführt wurde, ist ein Tanz jenseits aller Zeiten und doch mitten darin.

Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Alles fiel von mir ab, was unwirklich war, diese Unwirklichkeit, in der ich Jahre, eigentlich seit meiner Kindheit, verbracht hatte: sie fiel von mir ab, sie war

gegenstandslos geworden, von keinem Belang mehr. Ich hatte einen kurzen Blick dahinter werfen können, und dieser kurze Blick hatte genügt, mir eine Aussicht zu versprechen, von der aus alles in einem höchsten Punkt zusammenkam, in einer Flamme aufging; und allein das Versprechen reichte, um einen Funken zu schlagen und eine neue Wirklichkeit ins Leben zu rufen.

Trance – Ekstase – mystisches Erleben:

Trance nenne ich jenen Zwischenzustand des Übergangs: das Alte gilt nicht mehr und das Neue hat sich noch nicht gezeigt. Die Wirklichkeit wird zunehmend unwirklich. Sie kann nicht mehr überzeugen. Aber noch hält sie gefangen.

Dann, auf einmal, gänzlich unerwartet, an einem Punkt, da die Erwartung aufgegeben wurde, und auch die Hoffnung, da tritt etwas in das Leben, was seine Qualität von Grund auf verändern wird: es ist eine Ekstase. Sie lässt die Existenz tatsächlich anders buchstabieren, nämlich Ek-sistenz.

Dieses Sein ist ein Außer-sich-sein: ein Zu-sich-Finden.

Aber erst im mystischen Erleben wird das Sensationelle des Phänomenalen zu einer phänomenalen Gewissheit, zu einer *apodiktischen Evidenz*, wie sie im Zusammenhang mit der Phänomenologie Husserls genannt werden und sich damit von der englischen *evidence* grundlegend unterscheiden wird.

Das Leben in einer neu gefundenen Wirklichkeit ist ein neues Leben. Von dem Tag an wusste ich: Ich bin nicht verrückt.